

„Wer gut schmeert, der gut fährt“

Ehemalige Teeröfen in der Nähe von Heenes

Von **Uwe Hohmann**, Bad Hersfeld-Heenes

die beste Kleidung – der Sonntag war vom Alltag herausgehoben. Beim Gang auf von Gebüsch gesäumten Feldwegen hieß es dann häufig: „Geh nicht an den Hecken lang, sonst kommt Wagenschmiere dran“.

Wenn's trotzdem pasierte – was häufiger vorkam – setzte es für uns Kinder Ohrfeigen. Zu Hause rieb Mutter die Wagenschmierflecken mit Butter ein. Das „Malheur“ löste sich dadurch auf und wurde schließlich heiß ausgewaschen

Verwendungen für Holzteer und -pech

Seit der Antike waren Holzteer und -pech ein universelles Produkt für Schiffs- und Hausbau sowie Landwirtschaft. Holz im Außenbereich wurde generell mit Holzteer angestrichen und somit auch imprägniert. Der Hauptverwendungszweck des dickflüssigsten „Schmeeres“ war, Schmiermittel für alle Fuhrwerke zu sein.

Die Lager und Kraftübertragungen der Mühlräder und Hammerwerke (in denen das gewonnene Eisen umgeschmiedet wurde) schmierte man mit einer Mischung aus Holzteer, Leinöl und Tierfett. Holzteer, Pech und Harz dienten auch zum Abdichten von Gefäßen aller Verwendungsarten. Es gab Sattler-, Schuster-, Brauerpech usw. Die Herstellung von Seifen, Kerzen, Terpentinöl, Klebe- und Brennstoffen erforderte ebenfalls Holzteer-Produkte.

In der Human- und Veterinärmedizin wirkten Holzkohle und Holzteer mit Kräutern vermischt wundersam desinfizierend und heilend.

Bei Hufbeschlag und Klauenschneiden wird noch heute Holzteer als Desinfektionsmittel verwendet. Kienöl wurde an Apotheken verkauft und diente als Einreibemittel bei Verstauchungen und Blutergüssen.

Heute wird Holzteer noch bei der Schnellräucherei in der Lebensmittelindustrie, zur Konservierung von hölzernen Schiffsteilen und bei Tauen eingesetzt.

Es gab aber auch Verwendungen des Holzteeres als Kampfmittel: Auf angreifende Belagerer schüttete man von oben herab heißen Teer, bei spätmittelalterlichen Folterverhören goss man den Holzteer brennend auf die Haut. 1762 bei der Zerstörung der Burg Friedewald wurden auch hölzerne Kugeln, die mit Pech getränkt waren, als Brandsätze verschossen.

Bereits im Alten Testament wird Pech genannt, z. B. das Abdichten der Arche (1. Mose 6, 14) und Moses Errettung in einem undurchlässig gemachten Kästchen (2. Mose 2, 3).

Die Brüder Grimm erwähnten das Pech in ihrem Märchen „Frau Holle“.

„Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig („Gold-Marie“), die andere hässlich und faul („Pech-Marie“).

Letztere dachte, bei Frau Holle auch mit ihrer Faulheit bestehen zu können. Als

Ausschnitt Schleensteinsche Karte von 1705/1710: Das Gebiet der Domdechaney, Lage des Ortes Heenes = „Zum Hayn“.

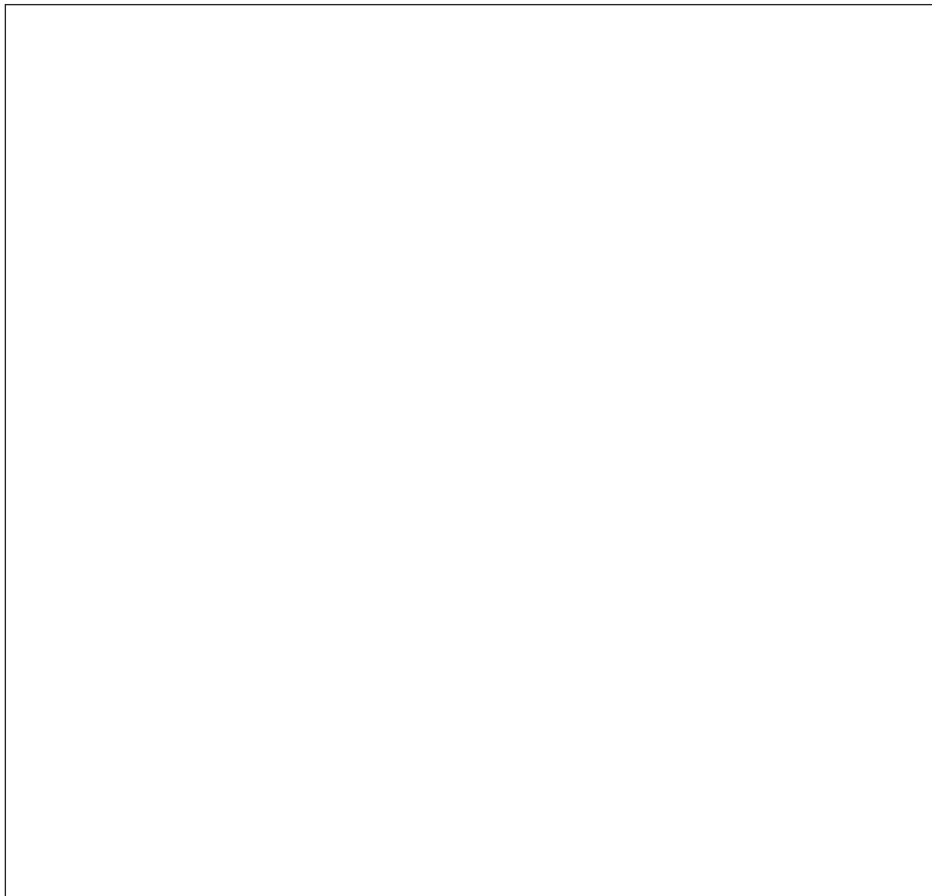
Die Redensart „Wer gut schmeert, der gut fährt“ hat einen realen Hintergrund. An landwirtschaftlichen Fahrzeugen und anderen Geräten mussten früher Radnaben, Hemmen, Deichselschrauben usw. gut geschmiert sein, denn sonst lief nicht, sondern hemmte, quietschte und blockierte. Geschmiert wurde mit Holzteer.

Rückblick: Zum sonntäglichen Familien-spaziergang vor 1960 trug die Familie



Goldmarie und Pechmarie.

(Quelle: Wikipedia)



Die Lage im Talgrund des Hottenbaches bei Allmershausen ist mit einem roten Punkt gekennzeichnet, die Lage im Brenngraben bei Heenes mit einem gelben Punkt.

sie zum Schluss des Märchens an das „goldene Tor“ kam und darunter stand, wurde statt des Goldes aber ‚zur Belohnung‘ ein großer Kessel Pech auf sie ausgeschüttet. Das Pech aber wollte, solange sie lebte, nicht abgehen.“

Die Ausdrücke „Pech haben, Pechvogel sein“ sind wohl vom Vogelfang mit Pechruten abgeleitet.

Vor 1840 wurde Teer nur aus Holz gewonnen, danach in moderneren Destillationsverfahren aus Kohle, ab 1950 aus Erdöl. Damit wurde der Untergang des alten Handwerks der Köhler und Teerbrenner eingeläutet.

Hinzu kam, dass die Holzteer benötigte Segelschifffahrt von Dampfschiffen aus Eisen und Stahl abgelöst wurde. Außerdem wurde der Rohstoff Holz immer knapper.

Teerofen, Schmerofen, Pechofen

Teeröfen wurden vor dem 19. Jahrhundert als Schmer- oder Pechofen bezeichnet bzw. diese Begriffe synonym verwendet. Es gab auch Teeröfen, in denen parallel Pech hergestellt wurde. Das führt häufig zu Begriffs-Verwechslungen. Deshalb bleibe ich im folgenden Text bei der Bezeichnung (Holz-)Teerofen.

Durch das Sieden von Teer konnte in einem weiteren Arbeitsgang Pech gewonnen werden, ebenso durch Verkochen von Harz, das aus dem angerissenen Stamm direkt gewonnen worden war.

Pech ist ein feines, grauschwarzes Pulver, das nur noch wenige Teerbestandteile enthält (hochprozentiger Kohlenstoff). Pech wurde bei der Herstellung von Ölfarbe, Druckerschwärze, Tusche, Schuhwische usw. benötigt. Es diente auch zum Färben.

Historische Teer-Öfen im Hottenbachtal bei Allmershausen

Im Hottenbach – an der Kreuzung mit dem „Ammenpfad“ aus Heenes – gibt es an der Wegeböschung mehrere kleine kuppenartige Erhebungen. Darin findet man spärliche Mauerreste, einzelne Steine mit anhaftendem schwarzem Teer, Holzkohlespuren und gebrannte, teergefärbte Lehme. Das ist der Standort einer ehemaligen Holzteer-Brennerei.

Dass gerade hier eine gewerbliche „Theerbrennerei“ („Theerschwelerei“) betrieben werden konnte, hatte mehrere Gründe:



Kuppenartige Erhöhungen in der Hottenbach.



Steine mit Teerfärbung.



Gebrannte Lehme mit anhängendem Teer.

a) Kiefernwald

Voraussetzung für die Produktion des Holzteeres ist das Vorhandensein von harzreichem Holz. Einen Fingerzeig gibt uns die „Schleensteinsche Karte von 1705/1710“. Während man auf der gesamten „Landkarte vom Fürstenthum Hirschfeld“ in den Waldflächen nichts anderes als die „runde“ Signatur des Laubholzes sieht, erkennt man nördlich von Allmershausen – und nur hier – eindeutig das „spitze“ Zeichen des Nadelwaldes. Bereits 1620 wird in forstlichen Unterlagen im Bereich des Hottenbachs das ca. 20 ha große „Hospital-Tannenwäldchen“ erwähnt. Der Ausdruck „Tan-

nenwäldchen“ meint die Rot-Tanne, eine andere forstliche Bezeichnung für unsere „Gemeine Kiefer“.

b) Wirtschaftliches Interesse

Das „Hospital-Tannenwäldchen“ gehörte ursprünglich zum „Kloster-Hospitalgut Hottenbach“ bzw. dem „Kloster-Hospital“ (1238 gegründet), das 1344 von der Stadt Hersfeld gekauft wurde. Erst 1876 erwirbt der Forstfiskus (ab 1866 preußisch) im Flächenaustausch diesen Wald. Das kann man heute noch an der abweichenden Zahlenfolge der forstlichen Abteilungen erkennen. Das Hersfelder Hospital hatte im 16. Jahrhundert wohl erhebliches wirtschaftliches Interesse an einer Teerbrennerei, so dass - am Hang der Hottenbach - frühzeitig die Kiefer in die übernutzten Laubwälder eingesät oder eingepflanzt wurde. Heute wächst hier auf kleinerer Fläche bereits die fünfte Kieferngeneration - ohne dass noch jemand sich dieses Waldgewerbes erinnert.

1730 wird im Gebiet der Dechanei Hersfeld (= westlich der Stadt) ein „Pechbrenner“ genannt. Im Forstlichen Hauptmerkbuch von 1820 ist die Verpachtung einer „Pechsiederei“ und einer „Schmierbrennerei“ erwähnt.

Teeröfen baute man an einen Weg im Bereich des Talrandes, da sie dort vor Zugwind geschützt lagen und Wasser zum Löschen des Ofenfeuers oder eines evtl. Waldbrandes zur Verfügung stand. Außerdem konnte die Anlage am Hangfuß leichter von oben befüllt werden. Hinter der Teerofenfläche gibt es eine (künstliche) Hangmulde - hieraus stammte wohl das Material für den Erdhügel des Teerofens. Gleichzeitig diente die geschaffene „Ebene“ als Lagerfläche für das benötigte Holz.

Aufbau eines Teerofens

Um Teer zu gewinnen, muss im Teerofen eine thermische Zersetzung von Holz im Wege einer indirekten Prozesswärmezuführung (Holzpyrolyse, trockene Destillation - lat. destillare = herabtröpfeln) erfolgen. Bei diesem Verfahren wird ein erwärmtes und daher flüssiges Harz-Ge-



Teerofen-Rekonstruktion bei Jena, 4 m hoch.
(Aufnahme Freudenstein)

misch verschiedener, ineinander löslicher Bestandteile getrennt. Die Voraussetzung für die Anwendung sind unterschiedliche Siedepunkte der zu trennenden Komponenten. Soweit der chemische Vorgang. Die hier in der Hottenbach, wohl erst nach 1600 (Kiefernabau war Voraussetzung) betriebenen Teeröfen waren eine technische Weiterentwicklung früherer primitiver Verfahren mit nur geringer Ausbeute. Auf einem natürlichen oder künstlichen Hügel (von zwei bis drei Metern Höhe, damit der Auslauf genügend Höhe hatte, um Gefäße für den auslaufenden Teer unter die Ablauföffnung zu stellen) pflasterte man eine Fläche von etwa zwei Metern im Durchmesser,

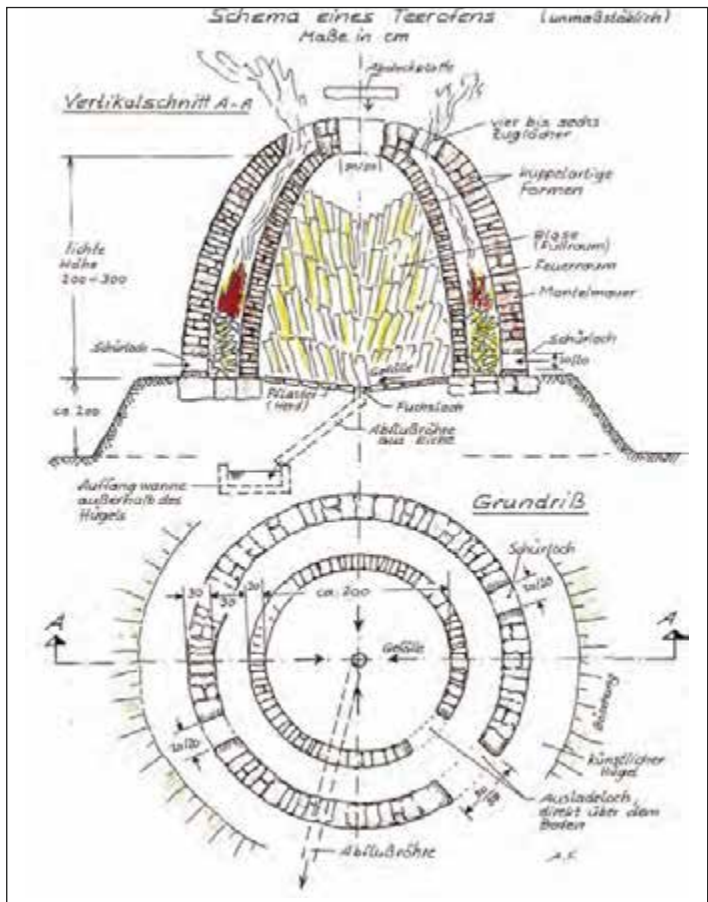
„Herd“ genannt, die einen flachen Trichter bildete. In dessen Mitte gab es das „Fuchsloch“, eine etwa 10 cm große Abflussöffnung, von der eine hölzerne Abflussröhre (aus Eiche) unter der Erde schräg abfallend nach außen ging, um den Teer und die anderen Destillate in Gefäße (Wannen, Tonnen) zu leiten.

Die gepflasterte Rundung wurde mit einem etwa drei Metern hohen, hohlen Füllraum ummauert, der einem abgestutzten, etwas bauchigen Kegel („Bienenkorb“) ähnlich war und „Blase“ hieß. Die Mauer dieses Füllraums bestand aus etwa 10 cm starken, möglichst gebrannten und feuerfesten Steinen. Die „Blase“ (Füllraum) hatte oben ein Füll-Loch von etwa 50 cm im Quadrat. Zum bequemen Herausnehmen der auch beim Teerofen (zum Schluss des Vorgangs) erzeugten Holzkohlen wurde auf dem Niveau des „Herd“ ein „Auslade-Loch“ gleicher Größe gelassen. 30 bis 40 cm von der „Blase“ nach außen entfernt, zog man dann eine weitere etwa 30 cm starke Mauer aus natürlichen oder gebrannten Steinen hoch (Feuerraum). Diese zweite nach oben schmaler werdende „Mantelmauer“ war oben mit der Mauer der „Blase“ verbunden. Sie bildete den Feuerungskanal und hatte unten - gegenüberliegend - zwei Schürflöcher (knapp 20 cm im Quadrat) sowie einen Zugang zum „Auslade Loch“. Oben, wo sich die Mantelmauer mit der Blasenmauer verband, befanden sich vier bis sechs „Zuglöcher“. Diese dienten dazu, dem „Mantelfeuer“ notwendigen Luftzug und Leitung zu geben.

Füllen und Erhitzen des Teerofens

Im Gegensatz zur Köhlerei ist beim Teerbrennen das Reaktionsholz vom Feuerungsholz getrennt.

Der Teerbrenner stieg zum Befüllen durch das „Auslade-Loch“ in die „Blase“ ein.



Schema eines Teerofens.

(Zeichnung Fischer)

Zuerst wurde der gepflasterte „Herd“ mit kreuzweise geschichtetem, längerem Knüppelholz so dick belegt, dass diese Unterlage ein Verstopfen des „Fuchsloches“ beim späteren Beschieken der „Blase“ verhinderte. Darauf kamen eine waagrechte Holzlage und schließlich das eigentliche Kienholz (Reaktions-Holz). Der Teerbrenner schichtete dies in senkrechter Stellung (fein gespalten, 30 - 50 cm lang) so dicht wie möglich auf. Mit zunehmender Höhe reichte man ihm das Kienholz dann durch das Füll-Loch zu. Zum Schluss stieg der Teerbrenner - „auf der Höhe seiner Arbeit“ - hier aus. Das Füll-Loch wurde dann durch eine mit Lehm verschmierte Steinplatte abgedeckt, das untere „Auslade-Loch“ dagegen zugemauert.

Durch die Schürflöcher und den Zugang zum „Auslade-Loch“ füllte man nicht zum Schwelen geeignetes Restholz für das „Mantelfeuer“ („Treibfeuer“) in den Hohlraum zwischen „Blase“ und „Mantel“ (max. bis 1/3 der Höhe). Ein zunächst schwaches Feuer wurde nach und nach verstärkt, indem man die oben befindlichen „Zuglöcher“ öffnete. Der Teerbrenner musste dabei genau darauf sehen, dass die „Blase“ überall gleich stark erhitzt wurde. Die Menge des Feuerungsholzes betrug bis 2/3 des Reaktionsholzes.

Die Produkte

Von dem Zeitpunkt an, wo der Teerbrenner das Feuer im Schürloch anzündete, flammte das Feuer unter der Mantelmauer um die Blase herum. Dadurch wurde das kienige Reaktionsholz immer stärker erwärmt:

Nach 48 Stunden (bis ca. 150° C) kam zunächst ein dicker, wässriger Dampf aus der Abflussröhre (Brandwasser = ausgeschwitztes Wasser aus dem Holz). Weitere



Hügel des ehemaligen Teerofens im Brenngraben.

24 Stunden später (bis ca. 270° C) folgte das Teerwasser (Teergalle), das man zum Gerben nutzen konnte. Danach floss Kienöl (für Apotheker, Veterinäre) heraus. Oberhalb von 270° C setzte der exothermische Vorgang ein, es wurde automatisch Prozesswärme frei. Schließlich (ab etwa 360° C) kam hellgelber (flüssig), danach brauner und zum Schluss schwarzer (sirupartiger) Teer heraus mit scharfem, rauchartigem Geruch. Alle diese Fraktionen fing der Teerbrenner in verschiedenen Flaschen, Gefäßen und Tonnen auf.

Mit Beginn des Teerausflusses musste das Feuer mehr und mehr gemäßigt werden, damit der in der Blase herabtröpfelnde Teer nicht zu Ruß wurde. Wenn der anfangs graue Dampf eine rötliche Färbung bekam, erkannte der Teerbrenner, dass die in der Blase oben beginnende „Verkohlung“ schon tief nach unten fortgeschritten war. Nach drei bis vier Tagen floss kein Teer mehr. Nun wurde das „Mantelfeuer“ gelöscht und alle Öffnungen verschlossen – bis die Holzkohle in der „Blase“ erkaltet war. Dann konnte das „Auslade-Loch“ wieder geöffnet und die Holzkohle (entsteht ab 430° C) herausgenommen werden. Diese war zwar für die Schmiede brauchbar, für Schmelzöfen fehlte es ihr aber an Heizkraft. Schließlich konnte die Holzasche als Pottasche für die Herstellung von Schmierseife oder als Dünger Verwendung finden. Während des etwa einwöchigen „Brandes“ durften Teerbrenner ihre Arbeitsstelle nicht verlassen (der Schmelzbrand des Teerofens brauchte laufende Überwachung und Regulierung). Eine einfache Schutzhütte diente als Wetterschutz und Ruhelager. Vom Füllen bis zum Abkühlen vergingen vielleicht vier Wochen.

Ein Raummeter Stockholz (ca. 400 kg) ergab etwa 60 kg Teer und 5 kg Kienöl, was einer Ausnutzung von 16% entspricht. Ein „Brand“ dauerte 10 bis 14 Tage: vom Beschicken bis einschließlich Fegen des Herdes. In kleinen Teeröfen wie in der Hottenbach konnten jährlich etwa 15 Brände durchgeführt werden.

Teerbrennerei und Forstwirtschaft

Die Teerbrenner waren auf harzreiches Holz der Kiefer angewiesen. Da Stammholz wegen seiner Wertigkeit zu teuer war, blieben nur Bruchholz (durch Wind oder Schnee) sowie das Stock- und Wurzelholz gefällter, älterer Bäume als gut geeignetes Ausgangsmaterial (Wurzelholz ist schon generell harzreicher als Stammholz). Der Förster wies dem Teerbrenner die zu rodende Flächen an. Durch diese im Winter durchgeführte Ar-

beit und die damit verbundene Lockerung des Waldbodens war die nachfolgende forstwirtschaftliche Saat oder Pflanzung erleichtert. Und einem verbreiteten forstlichen Schädling, dem Großen Braunen Rüsselkäfer, wurden seine Brutstätten entzogen. So profitierten beide Seiten (win-win-Situation), Teerbrenner und Förster, voneinan-

der. Allerdings bevorzugten die Teerbrenner Wurzelstöcke, die nach der Baumfällung etwa 10 Jahre im Boden verblieben.

Historischer Teer-Ofen im Brenngraben von Heenes

Rund 1,2 km nordwestlich von Heenes befindet sich im „Brenngraben“ – in einem Heckenstreifen am Waldrand zwischen Bach und Weg – ein runder Hügel. Dieser ist in Heenes bekannt unter dem Begriff „Hochsitz in Försters Wiese“. Scharrt man im Erdreich, so fallen ziegelsteinartige Steinstücke auf. Es ist anzunehmen, dass hier einmal ein Brennofen stand, dessen Reste jetzt einen Hügel bilden.

Heeneser Teer- und Pechbrenner

In den „Miszellen“ (Nachrichten) von Heenes sind (nach Angaben in den Hersfelder Kirchenbüchern) in zeitlicher Reihenfolge namentlich aufgeführt:

1737 und 1747 Johannes Schmidt, er wohnte am Hasenrain.

1820 Nikolaus Schüler

1821 Valten Schuch: Für jeden Brand muss er an das Oberforstkollegium (wohl in Kassel) 1 Taler + 16 Albus Zins zahlen.

1827 Justus Jungmann

1836 Justus und Heinrich Nieding



So könnte „Kietzenköhler-Ries“ unterwegs gewesen sein. (Quelle: Wikipedia)

Aus der Waldeinsamkeit in die Ferne

Von Justus Jungmann gibt es einen kleinen Bericht:

„Der Teerbrenner Justus Jungmann gewann in den stillen Tälern um die Haukuppe herum aus verkohlten Tannenstubben Teer. Daneben betrieb er im Winter die Leinenweberei. Am 15. Juni 1836 verkaufte sein Anwesen und wanderte nach Amerika aus.“

Die Teerbrenner lebten trotz ihres Ansehens in der Gesellschaft in Armut – nach Angaben in den „Heeneser Miszellen“ betrug ihr Tagesverdienst nur zwei Mark. Das mag auch der Grund für die Auswanderung von Justus Jungmann gewesen sein. Man konnte mit diesem saisonalen und sehr harten Gewerbe nicht den Lebensunterhalt bestreiten. Das Teerbrennen galt nicht als Lehrberuf – das Wissen wurde vielmehr vom Vater an den Sohn weitergegeben.

Der Teerbrenner zog mit seinen Produkten (in „Schmerfässchen“) im Schubkarren oder einem Wägelchen in die nähere Umgebung, um dort seine Produkte zu verkaufen. Die belieferte Fläche wird anfangs groß gewesen sein, denn in der Schleeneinschen Karte von 1705-1710 ist ja nur dieser Nadelholzbestand im gesamten Gebiet des „Fürstentums Hirschfeld“ eingezeichnet. Vielleicht gab es aber auch Zwischenhändler.

„Kietzenköhler-Ries“ – später Hinweis von 2008

Günter Ries aus Asbach erzählte mir bei einer Wanderung vor Ort, dass sein Urgroßvater aus Heenes diesen Spitznamen hatte. Am Ende des 19. Jahrhunderts, lieferte dieser Vorfahre in Kietzen = Kötzen „minderwertige Holzkohle“ in Hersfelder Haushalte „An der Geis“ und „An der Untergeis“. Eine einfache Wegstrecke beträgt 6 km. Die Lieferung an Haushalte spricht dafür, dass es sich um „Teerbrenner-Kohle“ gehandelt hat. Da die wertvollen Holz-Bestandteile mit dem Teer bereits ausgeschieden waren, hatte die Restkohle aus dem Teerofen (im Gegensatz zur „Köhler-Kohle“) einen für größere Schmiedearbeiten und Industriezwecke zu niedrigen Heizwert. Aber als Hausbrand war die „Teerbrenner-Kohle“ ausreichend (und preiswerter).

Bodendenkmal

Nach dem Hessischen Denkmalschutzgesetz ist es Aufgabe des Waldbesitzers, ein solches Bodendenkmal in unverändertem Zustand zu erhalten und vor Gefahren zu schützen. Beide Fundstellen sind technische Denkmale in freier Natur, die es zu schützen gilt. Sie sind Relikte eines vergangenen Handwerks, genau dort, wo mehrere hundert Jahre lang dieser harte Broterwerb zum Nutzen aller betrieben wurde.

Uwe Hohmann war von 1975 – 2005 Revierförster in diesem Waldteil. Tel. 06621/917475

Bilder vom Verfasser, soweit nicht anders bezeichnet

»Mein Heimatland«, monatliche Beilage zur »Hersfelder Zeitung«. Gegründet von Wilhelm Neuhaus. Schriftleitung: Ernst-Heinrich Meidt, Kirchheim Verlag: Hoehl-Druck GmbH + Co. Hersfelder Zeitung KG